Offener Schreibebrief des Philipp Sauerampfer.

Copyright 1897 by the German Press & Plate Co.

Mein lieber Herr Redaktionär!

„Philipp", hot der Wedesweiler de annere Dag gesagt, „is es warm genug for dich?" E Antwort hen ich em uf die Kwestschen nit gewwe, awer e Blick hen ich ihm hingeschmisse, der nit von schlechte Eltern war. Bei Galle, ich hen geschwitzt wie en Pohrtrohst, wo grad am Braunwer'n is. Mei Kaller hot mich um mei Neck gehängt, wie e Waschrät, und mei Schortfront, well, die hot geguckt, als wann se unner e Sprinkelwage gelege hätt. Mei Haar, well, ich sin nor froh, daß ich ziemlich beinahe fast gar kei Haar mehr hen, awwer selle, wo ich noch geeigent hen, die ware so naß, wie en Sponsch. Un unner so Zirkumstenzes fragt mich so e Rindvieh von e Kameel, ob's warm genug for mich wär! Un fonnie is es, was ich bei das Wetter for en Dorscht inseit hen! Wei, ich deht am Liebste gleiche, de ganze Dag, mitaus zu stappe, kalte Stoff zu trinke. Wisse, Se, Eiskriem mag jo ganz gut sein, awwer for en schwache Stommeck, wie meiner, duht das kein Gut. Wasser will ich auch keins, bikahs da hot's so viele Kommas und Bazillie drin, Kaffee gleich ich zu trinke, awwer der macht mich zu norwes. Jetzt bitt ich Ihne um Alles in die Welt, was soll en Mensch dann do eigentlich drinke? Do bleibt keen annerer Ausweg, als Bierche. Un uff das Bier, dem arme Mann sei einziges Eckzistenzmittel, wolle die große Fellersch im Kohngreß auch noch e Täcks lege. Ich derf gar nit dran denke, sonst krieg ich schon e Guhsschkinn. Was wäre die Folge? Wei, die Saluhnkiepersch dehte eem nicks gewwe, als wie Pohnies, un die Schkuhnersch hätte ausgespielt. Wie soll jetzt en arme Mann ehbel sei, an Pohnies sein Dorscht zu stille? Wei, die ganze Welt deht bankrott mache und ich sin schuhr, ich müßt e neie Morgehtsch uf mei Prappertie rehse un ich deht nit emol so viel iwwrig behalte, for mich wann un dann finf Cents werth Schnuff zu täckele. Am Nothwendigste kann mer doch nit spare. Sehn Se, so Geschichte mache mich immer mähd. Immer muß der arme Mann herhalte, aus dem soll Alles erausgeschkwiest werde. Die reiche Leit, wie der Mister Rackefeller, der kann Schlampanjer drinke, der brauch kei Bierche, awwer mir arme Leit, mir könne doch Schlampannjer nit totsche. Ich möcht nor emal sehn, was ich anfange deht, wann's kee Bierche mehr gäb. Wei, sell wär mein Doht, denn mitaus Bier, do könnt ich nit duhn. Ich denke, die ganze Nähschen sollt gege so e Trick ticke un in die erschte Lein die Saluhnkiepersch, awwer die Fellersch, die duhn Einiges stände, mitaus sich zu muckse. Der Wedesweiler for insienz, der nimmt immer das Maul arig voll, wann er hinnig seine Bahr steht, awwer wann er an en annere Platz e Wort sage soll, dann steht er da, wie e Mummieh. Well, ich hen ihm auch neilich e Pies von mein Meind gewwe, und er hot egried, daß ich recht war. „Ja, Phil," hot er gesagt, „es muß annerscht wer'n, das is all." „Du bist auch einer von die Schlohpohks," hen ich gesagt, „wo sich in ihr Bett lege, die Kwilt bis iwwer die Ohre pulle un die Auge zudricke un dann sage: Es muß annerscht wer'n. Domit is awwer sei Lewedag noch nicks annerscht geworde. In so en Kehs, do hilft das Maulspitze nicks, do muß gewisselt werde." „Das is so," hot er gesagt, un ich war'n iwwer sei fuhlisches Aeckte so disgostet, daß ich vor lauter Mähdneß een Schkuhner nach de annere gepackt hen. „Philipp," hot der Wedesweiler später gesagt, „ich hen e Eidie. Morge Nachmittag do gehe mir, ich und Du, in die Lehk bade. Das Wasser is arig warm un mer duhn kee Kalt ketsche. Ich weiß en Platz, wo in die Näh von en Picknickgraund is. Es kann uns Niemand sehe, bikahs es is en Busch da, un do kann hahrdlie Jemand durchkomme." „Das is der Stoff," hen ich gesproche, „wann wolle mir stahrte?" Mir hen dann noch alle Errehnschments gemacht und ich hen gesagt, daß ich die Lizzie ihrn alte Motter Hobberd mitbringe deht, bikahs die Kids hen mich mei Bluhmersch ausgewohre. Der Wedesweiler sagt, sell wär gut genug un es deht auch nicks ausmache, wann ich mitaus etwas käm. Well, de nächste Nachmittag sin mir losgeschowe, mit die Strittkahr ware mir in leß denn no keim an die Lehk un der Wedesweiler hot mich an den Platz geführt, wo mir bade wollte. Ich sage Ihne, das Plätzche war auteseit. Uff die eene Seit war die Lehk und uff die annere Seit do ware Wutts, keen Mensch hot do komme gekönnt, awwer aus e weite Distenz hen mir Muhsick gehört. Mir sin in's Wasser gange. Ich hen die Lizzie ihrn Modder Hobberd gewohre. Ich hen nit eckstra steilisch geguckt, awwer sell hot nicks ausgemacht. Der Wedesweiler hot seine Altie ihrn Behding-Suht mitgebracht. Das Ding hot awwer nit gefitt un er hot for den Riesen nor die Bluhmersch und die Haub wehre könne. Ich sage Ihne, der Feller hot geguckt, wie e Schkehrtroh un for Lache sin ich puttinier gebotzt. In das Wasser hen mir alle Keind Fonn gehabt. Wie mer so ebaut e halwe Stund in die Lehk ware, do sin mer an die Schohr gange un hen uns unner en Baum gelegt. Der Wedesweiler hot off Kohrs e wenig Stoff zum Drinke un Esse mitgebracht un do hen mir dann gefuttert. Ich sage Ihne, ich hen en Aeppeteit gehabt, daß ich Gräß tschuhe hätt könne, wann ich nicks Differentes gehabt hätt. Mir hen eins geschmohkt un dann sin mer schliepieh geworde un hen e kleine Näpp genomme. Später hot mich der Wedesweiler verzählt, daß es in den Lehk Seebäre hätt un daß mer nor for die ausgucke müßt. Ich hen schon e wenig gut gefiehlt un hen Alles geglaubt, was er mich gesagt hot. Ich hen in mei ganzes Lewe noch kein Seebär gesehn un die Sach hot mich keinder geschkehrt. Well, mir sin enihau noch emal in das Wasser gange, es hot zu gut gefiehlt. Uff eemol hörn ich ebbes in das Wasser spläsche, ich gucke mich um un do sehn ich in e Distenz ebbes Schwarzes in's Wasser. Ich warn zu Doht geschkehrt un der Wedesweiler sagt: „Ich bette Dich einiges, sell is en Seebär!" Do hen ich awwer nach die Schohr zu gerudert, awwer was denke Se, ich schlippe aus un falle um. Wann der Wedesweiler mich nit an mein linke Hinnerfuß gepackt hätt, dann wär ich schuhr gedraunt. Mer ware bald uff das Land und der Seebär war hinnig uns. Mer sin in die Wutts geronnt und ich hen mich an die Bäum und das Gestrüpp mei ganze Modder Hobberd verrisse. Ich sin e paar mol hingefalle un ich hen schuhr gedenkt, es wär mei letztes Stündche. Der Seebär war ganz klohs bei mich. Den Wedesweiler, wo doch hinner mich war, hot er gar nit getotscht. Ich denke, er hot mich täckele gewollt, bikahs ich war'n so schön fett. Do hot er wahrscheins e besseres Sopper ecksPecktet. Ich hen die Eidie awwer gar nit gegliche un ich hen in die Minnit an mei Lizzie, was mei Altie is, gedenkt. Ich hen arig sarrie for se gefiehlt, daß se schon so früh e Widdoh werde sollt. Ich hen noch een Effort gemacht, mich zu sehfe, un bin geronnt wie der Dickens. Uff eemol hen ich uff en freie Platz gestanne, wo e Sonndagsschul-Picknick war. Die Lehdies sin fortgelaufe, als wann der Deibhenker hinner se wär, wie se mich gesehn hen. E paar von die ältere Lehdies sin gefehnt un in dieselwe Minnit hot mich der Seebär getäckelt gehatt. Er is an mich in die Höh getschumpt un do hen ich erscht gesehn, daß es mein Karo war! Ich hen mich geschehmt wie alles un sin in e Minnitt widder in den Busch diseppierd. Ich denke, ich besser schuhte doch den Karo.

Womit ich verbleiwe
Ihne Ihrn liewer
Philipp Sauerampfer.

Studentenstreiche.

„Kasper nennt man bekanntlich jeden Streich, den ein Student dem anderen bei dessen Abwesenheit auf seiner Bude spielt. Seinen Namen hat der „Kasper" daher, daß die ursprüngliche Form des Kaspers eine Puppe war, die man aus Betten, Kleidungsstücken und allem Möglichen in Menschengröße zusammensetzte, und die dem heimkehrenden Studenten meist keinen geringen Schreck einjagte. Ein Kasper schlimmerer Art war schon, wenn man mit Hilfe eines Todtenschädels und eines Bettlakens ein Gespenst herstellte, das, am Fenster im Mondlicht stehend, den Eintretenden aus den schwarzen Augenhöhlen anstierte. Die menschliche Form ist aber nicht nothwendig. Ein „Kasper" ist es auch, wenn man sämmtliche Möbel der Bude verstellt oder die Leisten aus dem Bette zieht, so daß dieses geräuschlos in sich zusammensinkt, wenn der glückliche Besitzer seine müden Glieder ihm anvertrauen will. Oder es wird mit Hilfe von Tisch, Kommode u. s. w. eine Barrikade an der Thür gebildet, worauf die Thäter sich durch das Fenster entfernen und es ihrem Freunde überlassen, wie er durch die verrammelte Thüre hereinkommen will. Daß bei solchen Gelegenheiten auch alle etwa vorhandenen eßbaren Vorräthe ihrem Zwecke zugeführt werden, ist selbstverständlich. Nun zum Schlusse noch einen der gelungendsten Kasper. Zwei Studenten entliehen bei ihren Bekannten alle Wecker, die sie auftreiben konnten. Schließlich hatten sie 20 Stück zusammengebracht. Mit diesen stiegen sie auf die Bude ihres Freundes, den sie gerade abwesend wußten. In ein Schränkchen, das sich dort befand, stellten sie ihre Wecker, richteten sie und zogen den Schlüssel ab. Um die Nachtruhe des armen Menschen war es natürlich gethan; denn alle halben Stunden rasselte ein Wecker, und als endlich gegen Morgen alle Wecker abgelaufen waren und der Aermste sich durch einen Morgenschlaf entschädigen wollte, kamen seine guten Freunde und „erkundigten sich nach seinem Befinden."

Einig.

„Nu', bist Du nu' verlobt mit der Hersch?"
„G'rad' sind wir geworden handelseins!"

— Von der Schmiere. Schmierenschauspieler (der sich eine Cigarre anzünden will, zu seinem Collegen): „Herr Collega, darf ich Sie um ein Zündholz bitten?" — „Bedaure, ich habe keine; aber fragen Sie mal den Blechinski, — der hat gestern Benefiz gehabt!"

Das Glück.

Von Francois Coppee.

Der Hof war eng und finster, wie in den meisten Pariser Miethshäusern, und die beiden Fenster lagen einander gerade gegenüber. Aber da die Fenster im fünften Stock waren, gewährte die Sonne des Morgens ihr Lächeln dem Fenster zur Rechten, am Abend dem Fenster zur Linken und an den herrlichen Junitagen standen beide weit offen, um den Lüften und den Sonnenstrahlen freien Eingang zu gewähren.

So lebten denn Adrian Lefol, der Holzschnittzeichner, und Rose Robin, die Blumenmacherin, über ihre Arbeit gebeugt, die langen Sommertage in nachbarlichem Gegenüber. Aber so oft der junge Nachbar einen Blick auf seine schöne Nachbarin warf, senkte sie ihre Augen tief auf die Arbeit; denn sie war ein anständiges Mädchen, noch sehr jung und sehr scheu; und wenn sie es hier und da dennoch wagte, ihren Blick über den jungen Künstler hingleiten zu lassen, bückte sich der für sein Alter von dreiundzwanzig Jahren lächerlich schüchterne Jüngling verlegen über seine Arbeit.

Dies währte einen Monat und noch hatten die Beiden einander nicht voll in die Augen gesehen.

Freilich wäre es lächerlich, anzunehmen, daß Adrian nicht bemerkt haben sollte, Rose sei thaufrisch wie eine junge Rose und zum Anbeißen appetitlich mit ihrem feingeschnittenen Näschen, ihren klaren Haselnußaugen und ihrem rosigbraunen Teint; ebensowenig glaubhaft wäre es, daß Rose an dem goldbraunen Schnurrbart à la Van Dyck und den gutmüthigen Zügen des jungen Adrian keinen Gefallen gefunden haben sollte.

Im Gegentheil, Beide empfanden für einander bald das lebhafteste Interesse. Von der Portierfrau erfuhr Rose bald, daß Adrian in seinem Fach sehr tüchtig und dabei gar kein Lump sei, wie die Uebrigen, trotzdem er hier und da mit seinen Collegen in's Wirthshaus gehe und zuweilen spät nach Hause käme. Und ebenso wußte auch Adrian, daß Rose ein sehr braves Mädchen sei, das mutterseelenallein auf der Welt stehe und nur von ihrer Arbeit lebe.

Aber dabei blieb's. In diesen herrlichen Frühlingstagen, da unmittelbar über ihren Häuptern unter dem tiefblauen Stück Himmel, das die Dächer rings umsäumte, verliebte Sperlinge von Liebeswonnen zwitscherten, hatten die beiden jungen Geschöpfe, die einander vom frühen Morgen bis zum späten Abend gegenüber saßen, noch keine Annäherung gewagt. Kaum wagten sie einander nach langen Wochen mit einem leichten Kopfnicken und einem leisen Lächeln zu begrüßen, wenn sie des Morgens ihre Fenster öffneten.

Adrian fand sie bezaubernd, die thaufrische liebliche Nachbarin. Aber er sagte sich sofort: „Das ist ein anständiges Mädchen, die muß man heirathen." Doch gleich darauf fügte er hinzu: „Warum nicht? Heirathen! Eine nette gute Lebensgefährtin haben, wie verlockend!" Und voll Abscheu erinnerte er sich seiner letzten Flamme, der großen Irma, die den Bildhauern Modell saß und ihn gar bald betrogen hatte. Heirathen! Ja, aber die Profession ging schlecht und er nannte als ganzes Vermögen nur das armselige Tausendfrancbillet sein, das er von einem alten Onkel geerbt hatte. Um einen Haushalt zu gründen, dazu war's denn doch gar zu wenig. Und so gut ihm auch die hübsche Nachbarin gefiel, — er zögerte doch.

Im Herzen der kleinen Rose aber hatte das schöne Gesicht und der blonde Schnurrbart Adrians gar arge Verwüstungen angerichtet. Die Liebe sprießt in der Einsamkeit, wie der Epheu im Schatten. Er als junger Mann hatte seine Zerstreuungen und brachte manchen vergnügten Abend mit seinen Freunden zu, indeß sie mit ihren zarten Fingern die Blumenblätter rollend, an nichts dachte, als an ihre junge Hoffnung, an ihren demuthsvollen Liebestraum. Hatte sie doch nichts Besseres zu thun, als ihr schönes vis-à-vis zu bewundern und zu lieben.

Und wie leicht wäre die Bekanntschaft angebahnt worden! Wenn er des Morgens beim Oeffnen des Fensters hinübergerufen hätte: „Guten Morgen, Fräulein Rose!" so wäre das Eis gebrochen worden. Man hätte geplaudert, erst von Fenster zu Fenster, dann später hätte man einander sehr interessante Dinge ganz leise und in nächster Nähe zu sagen gehabt. Dazu hätte es nicht einmal der Flügel bedurft, um Abgründe zu überschiffen. Es hätte genügt, den Corridor entlang zu gehn nach rechts — immer weiter nach rechts — die erste Thüre. Und wenn Adrian gepocht hätte, würde Rose's Herzchen gerufen haben: „Herein". Das Idyll hätte natürlich mit einer Heirath geendet....

Aber eines Tages blieb Adrians Fenster geschlossen. Auch am zweiten und am dritten Tage. Rose befragte mit ängstlich pochendem Herzen die Pförtnerin und erfuhr, daß der junge Holzschnittzeichner abgereist sei und gesagt habe, er würde, falls seine Abwesenheit sich verlängern sollte, den Miethzins einschicken.

Mit Thränen in den Augen stieg Rose die Treppen hinauf. Abgereist! Abgereist, ohne daß sie von ihm einen freundschaftlichen Blick, ein liebevolles Lächeln empfangen hatte. Ein Trau.... Sie hatte sich geirrt.... Welche Enttäuschung! Er hatte sie gar nicht beachtet!....

Noch am Vorabend seiner Abreise war Adrian ernstlich entschlossen gewesen, mit seiner holden Nachbarin bekannt zu werden. Aber in einer Singspielhalle, wohin er mit einer Schaar Kameraden gerathen war, hatten ihn die rothen Haare und die Korallenlippen einer Chansonettensängerin geblendet, die im rosenbekränzten Hütchen ihre Abschiedsvorstellung gab. Auf eine Einladung seiner Freunde hin gesellte sie sich im Reisecostüm zu ihnen — denn um Mitternacht schon sollte sie mit dem Zug nach Havre abdampfen —, leerte mit ihnen ein Gläschen Chartreuse und vergaffte sich sofort in den schönen Adrian. Kaum hatte der schüchterne Künstler ihr seine ersten ungelenken Complimente in's Ohr geflüstert, als sie ihm auch schon hastig zuraunte: „Wenn ich Dir gefalle, komme mit mir nach Havre."

Ob sie ihm gefiel!

Fünf Minuten später saß er neben ihr in dem mit Gepäck beladenen Wagen und fühlte ihre glühenden Küsse auf seinen Lippen. Nur einen Moment hielt das leichte Gefährt vor seiner Thür, um ihm Zeit zu geben, seine Kleider und seine Wäsche zusammenzupacken und dem Portier seine Abreise anzuzeigen. Dann rasch zum Bahnhof....

Drei Monate lang blieb er an ihrem Schürzenband hängen. Drei Monate des Elends und der Seelenqual. Denn ihre leidenschaftliche Liebe war ebenso rasch verflogen, wie seine Dukaten, und für ihn begann das qualvolle Schuldenmachen, um nur ihre Launen befriedigen zu können und sie nicht zu verlieren. Endlich nach einem schrecklichen Auftritt, wo es Schimpfworte und Beleidigungen regnete, entschloß er sich, mit ihr zu brechen, und fand den Muth, sich in ein Eisenbahncoupee dritter Klasse zu werfen, um ausgebeutelt, ermattet und gebrochen, nach Paris zurückzukehren. Die gutmüthige Portiersfrau stieß einen Ausruf des Mitleids aus, als sie ihn abgemagert, verstört und zerlumpt vor sich sah. Zornig wollte er sie anfahren,— da tauchte die Erinnerung an seine holde Nachbarin vor seiner Seele auf und er erkundigte sich nach ihr.

„Fräulein Rose!" erwiderte die Portiersfrau, „die arme Kleine ist vor zwei Tagen verreist. Sie hat sich gar zu schrecklich gelangweilt. Eine ihrer Cousinen, die in Lyon Nonne ist, hat sie überredet, als Laienschwester mitzugehen, so eine Art besseres Dienstmädchen. Du lieber Gott, auch kein heiteres Leben. Und wie rothgeweint ihre schönen Augen waren, als sie Abschied nahm! Du meine Güte! Was hätte sie thun sollen. Mit knapper Noth hat sie ihr Brot verdient. Und für ein schönes Mädel, wenn es anständig bleiben will, ist doch noch das Kloster das Allerbeste."

Unter dem Eindruck dieser trüben Nachricht stieg Adrian in seine Wohnung hinauf. Aber kaum war er eingetreten, als er auf dem Fußboden seines abgesperrten Zimmers ein Briefchen bemerkte, das man ohne Zweifel zur Thüre hineingeschoben hatte. Ueberrascht hob er's auf und öffnete es. Es enthielt nur diese wenigen Worte:

„Leben Sie wohl! Ich habe drei Monate auf Sie gewartet. Leben Sie wohl! Ich habe Sie geliebt!

Rose Robin."

Thränen traten ihm in die Augen, Thränen bitterer Reue, diese Liebe verscheucht zu haben, die sich ihm so unschuldig dargeboten hatte, Thränen tiefen Schmerzes darüber, daß ihn das unerbittliche Gesetz des Schicksals das Glück nicht erfassen ließ, an dem fast alle Menschen einmal im Leben vorüberaehn, ohne es zu sehn, ohne es zu ergreifen — das ersehnte Glück....

Der Untergang der friesischen Bauernfreiheit.

Von Dr. Ellstaetter.

Daß auch die friesischen Bauern, deren Freiheit geradezu sprüchwörtlich geworden ist, einst die Leiden der Unfreiheit zu kosten bekamen, dürfte den Wenigsten bekannt sein. Einer kürzlich erschienenen Monographie von Dr. Allmers verdanken wir die Kenntniß dieses traurigen Stücks deutscher Wirthschaftsgeschichte. In dreihundertjährigen Kämpfen hatten die tapfern freitheitliebenden Marschbauern, die zwischen Weser und Jade sitzen, sich ihrer Feinde erwehrt, insbesondere der Stadt Bremen und der Oldenburger Grafen, die das reiche fruchtbare Land, das den Letzteren zudem den Zugang zur See versperrte, begehrten. Endlich 1514 unterlagen sie nach tapferstem Kampf einer gewaltigen Uebermacht und dem Verrath eines Landsmanns. Das Land kam unter die Herrschaft der Grafen von Oldenburg.

Eine traurige Zeit war für die Bauern von Butjadingen und Stadland angebrochen. Sie, die bisher als freie, unabhängige Männer in einem absolut demokratischen Gemeinwesen ihr Land zu hoher wirthschaftlicher Blüthe gebracht hatten, wurden nun systematisch gedrückt und geknechtet. Insbesondere als 1529 Graf Anton von Oldenburg die Regierung antrat, bekamen die Marschbewohner alle Leiden der Unfreiheit zu duldeu. Graf Anton hatte nicht umsonst vor seinem Regierungsantritt am Brandenburger Hof gelebt. Dort hatte er gelernt, wie man freie Bauern zu Hörigen herabdrückt. Waren doch damals die Hohenzollernschen Markgrafen gerade daran, ein Stück der bäuerlichen Freiheit nach dem andern gegen Steuerbewilligungen u. s. w. an die Junker preiszugeben. Und fürwahr, Graf Anton war ein gelehriger Schüler der märkischen Junker.

Zunächst benutzte Graf Anton die Einführung der Reformation zur Säkularisation der umfangreichen geistlichen Güter. Die eingegangenen Güter wurden meist in Eigenbewirthschaftung genommen und die Bauern zu den Frohnden in so starkem Maße herangezogen, daß sie darob ihr eigenes Land vernachlässigen mußten. Ferner zog er das Gemeinland ein, das bisher vor Allem zur Unterhaltung, der Pfarrer und Kirchen, sowie zur Tragung der Deichlast gedient hatte. Jeglicher Schulunterricht hörte auf. Offenbar lag dies in der Absicht des Grafen. Denn hatte er den Bauer erst in geistiger und moralischer Beziehung herabgedrückt und unfähig gemacht, sein Recht zu wahren, dann konnte es ihm ja nicht schwer fallen, ihn auch in wirthschaftlicher Beziehung zu unterdrücken und ihn schließlich zum Leibeigenen zu machen. Die Einziehung des Landes, das bisher die Deichlast getragen hatte, hatte zur Folge, daß die Deiche mehr und mehr vernachlässigt wurden und endlich den Fluthen nicht mehr Widerstand zu leisten vermochten; die mit Frohnden für die gräflichen Vorwerke und für Eindeichungen zum Vortheil des Grafen überlasteten Bauern hatten kaum Zeit, ihr eigenes Land nothdürftig zu bestellen, geschweige denn die alten Deiche imstande zu halten. Durch das Eindringen des Salzwassers wurde der Boden verdorben und unfruchtbar; nach jeder Ueberschwemmung traten unter dem Vieh verheerende Pestkrankheiten auf, die das hinwegrafften, was nicht im Wasser ertrunken war. Die Menschen aber schwächte das Sumpffieber.

Dazu kam die schmähliche Ausnützung der Gerichtsgewalt durch den Landesherrn, unter den nichtigsten Vorwänden wurden die Güter der Bauern für den Grafen eingezogen und die Familien von Haus und Hof gejagt. Bald gehörte jeder Bauer zu einem der gräflichen Vorwerke; aus den ehemals freien und durch ihre Freiheit so kräftigen Bauern waren Hörige geworden.

Die Politik des Grafen war ganz consequent darauf gerichtet, den Bauer immer tiefer herabzudrücken. Auch die Aufhebung der freien Theilbarkeit des Grundbesitzes und die Einführung des Anerbenrechts ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege, übrigens auch eine interessante Bestätigung der Thatsache, daß das Anerbenrecht nicht, wie seine Anhänger immer hervorheben, altes deutsches Recht ist, sondern stets eine Consequenz der bäuerlichen Unfreiheit.

Die Folgen der Vergewaltigung der Marschbauern waren schrecklich. Zu der Zeit, als Graf Anton starb, war das ganze Land heruntergekommen; die landwirthschaftliche Cultur stand auf der tiefsten Stufe. Nur auf den gräflichen Vorwerken herrschte ein besserer Zustand. Weite Strecken Bauernlandes lagen verödet, denn der Bauer hatte wegen der vielen Frohndienste keine Zeit, es ordentlich zu bewirthschaften, und es fehlte ihm bei der erdrückenden Last der grundherrlichen Abgaben auch bald das nöthige Betriebskapital. Der Verkauf eines Theiles seines Besitzes, der ihm hätte helfen können, war verboten. Viele Bauernhöfe standen leer und fielen dem Grafen anheim; ihre Besitzer waren entweder bei einer der vielen durch die Vernachlässigung der Deiche hervorgerufenen Ueberschwemmungen ertrunken oder aus dem Lande geflohen.

Mit dem Aussterben des Oldenburger Grafengeschlechts begannen wieder bessere Zeiten für die Friesen; früher als in irgend einem andern Theile Deutschlands wurde hier die Bauernbefreiung eingeleitet. Der Druck der Unfreiheit hatte nicht lange genug gedauert, um das tüchtige Bauernvolk zu degeneriren. Und so konnte die dortige Landwirthschaft, nach dem völligen Wegfall der Hörigkeit, zu ihrer heutigen großen Blüthe gelangen.

Der Selbstbinder.

Von Victor Ottmann.

„Wenn wir das Getriebe der Welt betrachten," sagte mein Freund Julius Nolte mit einem gewissen Pathos, „so sehen wir, wie in den unscheinbarsten Dingen die Keime großer, unerhörter Ereignisse schlummern. Siehst Du diese Kravatte?"

„Natürlich!"

„Du findest nichts Auffälliges daran?"

„Mein Gott, sie ist blau mit rothen Tupfen — ein sogenannter Selbstbinder...."

„Ein sogenannter Selbstbinder, jawohl!" Und er schlug auf den Tisch, so laut, daß der Piccolo vor Schreck einen Billardball fallen ließ.

Dann erzählte er:

„Es sind acht Tage her, da ging ich in einen Laden, mir eine Kravatte zu kaufen. Ein hübsches Mädchen fragt nach meinen Wünschen.

„Ich möchte eine Kravatte haben."

„Zum Selbstbinden, nicht wahr?"

Eine Ahnung steigt bei diesen verhängnißvollen Worten in mir auf, ich zaudere einen Augenblick, sage aber dennoch: „Ja!"

Da hält sie mir dieses unselige Ding, das da hier ruht, vor die Nase und sagt: „Ein reizendes Design, nicht wahr?"

Sie hat eine Art, „nicht wahr?" zu sagen, daß man unmöglich widersprechen kann. Ich sage also: „Ja, geben Sie mir diese. Aber, wie bindet man sie?"

„O, das ist ganz einfach. Sehen Sie, so: erst das lange Ende über das kurze, dann hier rechts herum, dann dort links herum, dann nach oben, dann nach unten, naher einmal umschlungen, dann wieder nach oben, dann zweimal umschlungen, dann eine Schleife — ganz einfach!" Und während sie spricht, huschen ihre Fingerchen — weiche, schlanke Finger, die Finger einer Prinzessin — hin und her und krabbeln mir am Kinn, daß ich beinahe Gedanken bekommen hätte — Gedanken...."

Ich sage: „Ja, die will ich nehmen." Dann deponirte ich vier Mark auf dem Ladentische und gehe nach Hause.

Zu Hause angelangt, schließe ich mich in mein Zimmer ein, denn ich liebe es nicht, bei wichtigen Angelegenheiten gestört zu werden. Ich packe die Kravatte aus und versuche, sie umzubinden.

Wie war es doch gleich? Richtig! Das kurze Ende über das lange, dann links herum, dann rechts herum, dann in der Mitte durch — unmöglich, da geht die ganze Geschichte wieder auf! Also: Das lange Ende über das kurze, rechts herum, in der Mitte durch, eine Schleife — Unsinn! Erst nach oben, dann nach unten, dann links — wird ebenfalls nicht! Also vielleicht erst eine Schleife, dann nach unten, nach rechts — aber das ist wirklich zum wahnsinnig werden! Ich befördere wahre Mißgeburten von Kravatten zu Tage, unerhörte Scheusale; hohnlachende Carricaturen!

Mir beginnen die Hände vor Aufregung zu zittern. Der Schweiß perlt mir auf der Stirne. Da —

Ein Gedanke durchzuckt mein Hirn, ein veritabler Gedanke: Die Wirthin! Ich schließe die Thüre auf und rufe: „Frau Krampl!"

Frau Krampl erscheint. Sie tritt in mein Zimmer. Ich schließe die Thüre hinter ihr ab und legte mein Dolchmesser auf den Tisch. Es ist ein schönes, scharfes, spitzes Messer, ich habe es in Mailand gekauft. Ich lege also den Dolch auf den Tisch und frage mit Festigkeit:

„Sehen Sie diesen Dolch und diese Kravatte? Gut! Wenn Sie mir nun nicht binnen fünf Bierminuten die Kravatte vorschriftsmäßig angelegt haben, werden die Zeitungen morgen von einer gräßlichen Blutthat zu berichten wissen."

Die arme Frau sinkt auf einen Stuhl und schreit: „Hilfe, Hilfe! Er ist verrückt geworden! Er will mich umbringen!"

„Ja wohl," sage ich kalt und unbewegt, „ich werde Sie morden, wenn Sie mir nicht sofort die Kravatte binden. Also, stehen Sie auf! — das rechte Ende über das linke, dann das linke über das rechte, dann in der Mitte durch — vorwärts!"

„Aber liebster, bester Herr von Nolte, lassen Sie mich aus, ich habe fünf unversorgte Kinder, ich bin verheirathet!"

„Das ist ein Malheur," sagte ich unerschütterlich, „aber schließlich giebt's noch Aergeres auf der Welt. Beeilen Sie sich, oder Sie werden den Anschluß an die Ewigkeit nur zu schnell erreichen!"

Was soll ich Dir sagen? Sie beginnt mit mit ihren bebenden Fingern an meinem Halse zu hantiren, sie zieht hier, zieht dort, ich fürchte schon, sie wolle mich erdrosseln, ihre Wangen glühen in fieberhafter Röthe, ihre Zähne schlagend Generalmarsch und dieses bejammerungswerthe Angstprodukt bringt nichts zu stande, nichts außer denselben scheußlichen Zerrbildern einer Kravatte!

Sie glaubt in meinen Blicken, die ich drohend in die ihrigen bohre, einen entsetzlichen Entschluß zu lesen.... Da plötzlich kommt es über sie wie Erleuchtung und ganz ruhig sagte sie: „Herr von Nolte, was würde es Ihnen nützen, wenn Sie mich jetzt umbrächten, ohne daß die Kravatte gebunden wäre? Sie wären dann so hilflos wie zuvor und hätten obendrein einen Mord auf dem Gewissen. Man würde Sie entweder zum Tode verurtheilen oder in's Irrenhaus sperren, und in beiden Fällen kämen Sie nie in die Lage, diese schöne Kravatte zu tragen, Sie hätten also drei bis vier Mark direkt zum Fenster hinausgeworfen!"

Ich beuge mich vor der unerbittlichen Logik der schlichten Frau und mir fällt es wie Schuppen von den Augen. Ich stecke den Dolch ein, schließe die Thüre auf und — eine Stunde später befinde ich mich in Folge außerordentlicher Kündigung auf der Straße mit dem unglückseligen Selbstbinder in der Hand.

Ein Unglück kommt bekanntlich nie allein. Ich sage mir: wer die Kravatte verkauft hat, der kann sie auch binden. Ich gehe zu der jungen Dame in jenem Laden. Sie bindet mir die Kravatte. Sie findet Gefallen an mir. Sie macht mir Avancen. Abends gehen wir in's Kolosseum. Heute hat sie sich mit mir verlobt.

Ja, ein Unglück kommt selten allein...."

Und mein Freund Julius lächelte melancholisch.

— Boshaft. „Wie ich höre, wird sich der verschuldete Baron Werther nächstens mit der Tochter des Millionärs Ihle verloben?" „Er soll allerdings schon mit einem Fuße im — Geldschrank des Alten stehen!"

— Frommer Wunsch. Studiosus (im zoologischen Garten): „Wenn ich doch meine Affen auch so hinter's Gitter sperren könnt'!"